



# Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1902. \* № 48.

## Miß Ada Robin.

Novelle von Reinhold Ortmann.

I. (Nachdruck verboten.)

„Das Zimmerchen ist reizend — ganz nach meinem Geschmack! Und ich gestehe Ihnen offen, daß ich es behalten würde, auch wenn Sie den doppelten Preis dafür gefordert hätten. Ist es Ihnen recht, wenn ich heute noch einziehe?“

Die verwitwete Frau Professor Boretius und ihre Tochter Helene hatten seit einer Viertelstunde mit beständig wachsendem Erstannen dem Gebaren der fremden jungen Dame zugehört, die sich auf ihr Zeitungs-Inserat, daß sie ein möbliertes Zimmer zu vermieten hätten, als die einzige Respektantin gemeldet hatte. Als Fräulein Helene ihr die Thür geöffnet und den Zweck ihres Kommens erfahren hatte, war sie fest überzeugt gewesen, daß die Unbekannte beim Anblick des überaus bescheidenen, nach einem ziemlich lichtarmen Hofe hinaus gelegenen Stübchens sogleich wieder umkehren würde. Denn sie sah nicht aus wie jemand, der gewöhnt ist, in so dürftiger Umgebung zu leben. Nicht so sehr ihre bei aller Eleganz im Grunde doch einfache Kleidung, als vielmehr eine gewisse unbeschreibliche und doch unverkennbare Vornehmheit in ihrer Haltung, ihren Bewegungen, ihrem ganzen Auftreten hatten in Fräulein Helene die Vorstellung erweckt, daß sie es da mit einer Dame aus der allerbesten Gesellschaft zu thun haben müsse. Die Fremde war gewiß noch nicht mehr als einundzwanzig Jahre alt. Ihre hohe, biegsame Gestalt war von tadellosem Ebenmaß der Formen, und ihr feines Gesicht, belebt durch ein Paar sprühende Augen und ein in jeder Sekunde wechselndes Mienenspiel, erschien den beiden Frauen anmutiger, als sie je zuvor eines gesehen. Sie sprach das Deutsche sehr korrekt und geläufig, doch mit einem Tonfall, der schon beim ersten Wort die Ausländerin erkennen ließ.

Und unter den vielen Dingen, die sie in ihrer lebhaften Weise während dieser kurzen Viertelstunde bereits vorgebracht, war denn auch die Mitteilung gewesen, daß sie Amerikanerin sei und sich halb ihres Vergnügens und halb ihrer künstlerischen Ausbildung wegen vorübergehend in Deutschland aufhalte. Welcher Art die

von ihr gepflegte Kunst sei, hatte sie freilich nicht gesagt, aber der silberhelle Klang ihrer Stimme und namentlich ihr häufiges, bestrickend melodisches Lachen hatten die Frau Professor auf die Vermutung gebracht, daß es die Kunst des Gesanges sein müsse.

Schon als sie von der Schwelle aus ihre glänzenden Augen mit raschem Blick über das kleine Gemach hatte hinschweifen lassen, war sie zur aufrichtigen Ueberraschung der beiden Damen ganz entzückt gewesen von der — wie sie sagte — so anheimelnden und gemüthlichen Einrichtung, von dem verkümmerten, halb abgestorbenen Kastanienbaum unten im Hofe, der ängstlich seine letzten welken Blätter festzuhalten schien, ja selbst von den Blumentöpfen am Fenster und von dem zwitschernden Kanarienvogel neben dem Ofen.

„Das, gerade das ist es, was ich mir gewünscht habe, und was keine dieser sogenannten vornehmen Pensionen mir zu bieten

vermochte,“ hatte sie ein Mal über das andere versichert. Und dann hatte sie begonnen, das Zimmer einer genauen Musterung zu unterziehen, indem sie von einem Möbel zum anderen eilte, die Familienbilder an den Wänden ebenso aufmerksam betrachtend wie die Titel auf den Bücherücken in der als ein Heiligtum gehüteten kleinen Bibliothek des verstorbenen Professors und die zierlichen Handarbeiten, die der Kunstfertigkeit Helenes ihre Entstehung verdankten. Ueberall fand sie etwas zu loben, und selbst an den unscheinbarsten Dingen entdeckte sie Vorzüge, die bisher sogar ihren Besitzern nicht zum Bewußtsein gekommen waren.

Die Frau Professor, eine sanft und etwas vergrämt aussehende Matrone von fünfzig Jahren, hatte nur zögernd und bellommen den Mietpreis des Zimmers genannt, für das sich bisher kein Liebhaber hatte finden wollen, obgleich es das beste der Wohnung war, und obgleich man in Wahrheit alles gethan hatte, es nett und behaglich zu machen. Nun wechselten Mutter und Tochter einen Blick freudigsten Erstannens, da die lebenswürdige Fremde nicht nur keine Einwendungen erhob, sondern sogar ganz offen ihrer Verwunderung über die Bescheidenheit des verlangten Preises Ausdruck gab.

„Gewiß können Sie noch heute einziehen, mein Fräulein,“ erklärte Frau Boretius zuvorkommend. „Sie sehen, es ist alles zu Ihrer Aufnahme bereit.“

„Nun wohl, so werde ich unverzüglich meine Sachen aus dem Hotel hierher bringen lassen. — Aber noch eine Frage! Ich habe sehr viel freie Zeit und bin hier ganz fremd. Da es mir jedoch geradezu ein Lebensbedürfnis ist, immer jemand um mich zu haben, mit dem ich plaudern kann, so müssen Sie mir nicht nur einen Platz in Ihrer Wohnung, sondern auch ein Plätzchen an Ihrem Tische einräumen. Werden Sie dazu bereit sein, meine Damen? — Ein Plätzchen in Ihren Herzen werde ich mir dann schon selbst zu erobern wissen.“

Es wäre ganz unmöglich gewesen, diesem allerliebsten, graziösen Geschöpf etwas abzuschlagen. Die alte Dame gab zwar der Befürchtung Ausdruck, daß ihre bescheidene Lebensweise den Ansprüchen einer verwöhnten jungen Dame schwerlich genügen werde; die Amerikanerin aber



Kronprinz Friedrich von Dänemark und seine Gemahlin.  
(S. 379)

Nach einer Photographie von Hansen & Weller in Kopenhagen.



erklärte lachend, man könne es ja immerhin auf einen Versuch ankommen lassen, und so war man in kürzester Zeit über alle für das neue Verhältnis in Betracht kommenden Dinge einig geworden.

„In einer Stunde bin ich wieder da,“ sagte die Fremde, die sich inzwischen als Uda Robin aus St. Louis vorgestellt hatte. „Und nun, da der Vertrag abgeschlossen ist, darf ich Ihnen ja auch sagen, daß ich das Zimmer, wie reizend es immer sein mag, keinesfalls genommen hätte, wenn mir nicht Ihr Gesicht, verehrte Frau, ebenso wie das Ihrer Tochter von vornherein so sympathisch gewesen wäre. Ich bin nun einmal gewöhnt, der Stimme meines Herzens ohne viel Zaudern und Ueberlegen zu folgen, und sie hat mich bisher noch niemals schlecht beraten. Wir werden bald gute Freunde sein, dessen bin ich ganz gewiß.“

Sie reichte beiden die Hand und ging.

Helene, die während der letzten zehn Minuten kaum noch ein Wort gesprochen, sondern immer nur voll aufrichtiger Bewunderung auf die schöne Fremde geblickt hatte, wandte sich jetzt an ihre Mutter. „Welch ein herrliches Geschöpf! Gebe der Himmel, daß es ihr in unseren beschränkten Verhältnissen gefällt, und daß wir sie nicht gar zu bald wieder verlieren! Mir ist, als wäre es hier dunkler geworden, seitdem sie fort ist.“

„Ja, in ihrem Aussehen und in ihrem Wesen ist etwas, das ihr die Herzen der Menschen im Fluge gewinnen muß,“ stimmte die Mutter bei.

„Aber wenn sie, wie ich glaube, ein vom Glück verwöhntes Wesen ist, so bedeutet die Zuneigung, die sie uns entgegenzubringen scheint, vielleicht nicht mehr als eine flüchtige Laune, die ebenso schnell vergeht, als sie entstanden ist. Die Erfahrungen meines Lebens haben mich einigermaßen mißtrauisch gemacht, wenn es sich um eine scheinbar günstige Wendung unseres Schicksals handelt.“

Helene senkte den Kopf und schwieg. Still ging sie den durch Miß Robins Besuch unterbrochenen häuslichen Verrichtungen nach, in die sie sich mit einer alten, halb tauben Aufwärterin teilte. Auch sie war noch jung, wenn auch vielleicht im vier oder fünf Jahre älter als die Amerikanerin. Aber sie hatte in ihrem Aeußeren nichts von den blendenden und bestechenden Vorzügen der neuen Hausgenossin. Wenigstens nicht auf den ersten Blick. Ein aufmerksamerer Beobachter würde ihr schmales, sanftes Gesichtchen indes vielleicht doch recht anmutig gefunden haben, zumal wenn er Phantasie genug besessen hätte, sich ein paar schmerzliche Linien an den Mundwinkeln hinwegzudenken. Auch die mittelgroße, zierliche Gestalt, die jetzt in dem einfachen und offenbar von wenig geübten Händen angefertigten Hauskleide unbedeutend und unscheinbar wirkte, wäre vielleicht ganz anders zur Geltung gekommen, wenn die Aufgabe, ihre Reize in das rechte Licht zu setzen, der geschickten Schneiderin der Amerikanerin zuteilt worden wäre. Gegenwärtig aber hätte

Helene Boretins in einem Schönheitswettbewerb mit Miß Uda sicherlich schlecht bestanden, und das bewundernde Staunen, in das jene andere sie versetzt hatte, bewies am besten, wie wenig sie selbst daran dachte, sich auch nur entfernt mit ihr zu vergleichen.

Die verabredete Stunde war noch nicht um, als die neue Mieterin mit ihrem Gepäck zurückkehrte. Wenn schon ihre Erscheinung die günstigste Meinung von ihren Vermögensverhältnissen hatte erwecken müssen, so besseitigte die Beschaffenheit des Gepäcks jedenfalls auch den letzten Zweifel an ihrer beneidenswert glücklichen Lebenslage. Nicht weniger als drei große, funkelnagelneue Koffer mit blühenden Messingbeschlägen waren es, die über die engen Treppen zur Wohnung der Professorin hinaufgetragen wurden, und da Miß

Amerikanerin bei der Unterbringung dieser Schätze behilflich war; aber es bedurfte dessen auch nicht, denn Miß Uda hatte ohne Zweifel nur die Wahrheit gesprochen, als sie sagte, daß es ihr ein Lebensbedürfnis sei, mit irgend jemand zu plaudern. Voll sprühender, wirbelnder Lebhaftigkeit schwatzte sie während des Auspackens von tausend verschiedenen Dingen, oft ganz unvermittelt von einem Gegenstand zu dem anderen springend, aber immer anmutig, heiter und bezaubernd liebenswürdig. Daß Helene ihr nur schüchterne und einsilbige Antworten gab, schien sie nicht zu bemerken oder doch nicht unangenehm zu empfinden; war ja auch der Ausdruck des sanften, blassen Gesichts Beweis genug dafür, daß diese Schweigsamkeit lediglich Befangenheit, nicht aber Mangel an Aufmerksamkeit und Interesse sei.

Als zwei der Riesenkoffer ihres Inhaltes bis auf den Boden entleert worden waren, reckte die Amerikanerin ihre geschmeidige Gestalt in allen Gelenken und sagte mit einem drolligen Seufzer: „Ach, wie anstrengend das ist! Hoffentlich brauche ich mich der abscheulichen Arbeit nicht so bald wieder zu unterziehen. Soweit es auf mich ankommt, werde ich diesen reizenden Zufluchtsort vor meiner Rückkehr nach Amerika gewiß nicht mehr verlassen.“

„Und wir werden alles thun, was in unseren Kräften steht, ihn für Sie angenehm und behaglich zu machen,“ wagte Helene schüchtern zu erwidern.

Uda, die sich in das altmodische Sofa geworfen hatte, erfaßte ihre beiden Hände und zog sie neben sich auf das verschliffene Polster nieder. „Werden Sie das wirklich? Ah, das ist hübsch von Ihnen! Und wir werden Freundinnen sein — nicht wahr?“

„Sie sind sehr gütig gegen mich, Fräulein Robin; aber Sie kennen mich noch so wenig, und ich fürchte, daß ich Ihnen nichts bieten kann, was meine Freundschaft für Sie wertvoll und begehrenswert zu machen vermöchte.“

„Das zu entscheiden, lassen Sie mir einzig meine Sache sein,“ lachte die Amerikanerin. „Aber ich weiß bis jetzt nicht einmal, wie ich Sie anreden soll. Ich heiße für Sie natürlich nur noch Uda, von Ihnen aber kenne ich bisher nur den Familiennamen, der mir viel zu steif und unverständlich ist. Ich will Sie so nennen, wie Sie von Ihrer Mutter genannt werden und von Ihrem Herzallerliebsten, den Sie doch sicherlich haben.“

Das zarte Antlitz der anderen war plötzlich wie mit Blut übergossen. „Ich heiße Helene,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, „aber —“

„Helene — ein wunderhübscher Name!“ rief Uda, ohne das Ende des Satzes abzuwarten. „Man hätte einem so sanften Wesen wirklich keinen besseren geben können. Aber wie rot Sie geworden sind, lieber Schatz!



Von der Ausstellung deutscher künstlerischer Frauenkleidung in Wiesbaden: Reformgesellschaftskleid von W. Eichmann. Vorder- und Seitenansicht. (S. 379)

Uda, die augenscheinlich ein Bedürfnis fühlte, sich so gleich häuslich einzurichten, die zaghaft angebotene Hilfe Helenens beim Auspacken nicht zurückwies, so konnte das junge Mädchen sich mit eigenen Augen davon überzeugen, wie kostbar und prächtig der Inhalt dieser drei Koffer war.

Sie, die in einer kleinen Stadt als die Tochter eines vermögenslosen Gymnasiallehrers aufgewachsen war und seit der erst nach des Vaters Tode erfolgten Uebersiedelung an den großen Hasenplatz mit ihrer Mutter ganz das einsame, zurückgezogene Leben armer, alleinstehender Frauen führte, hatte bisher kaum jemals Gelegenheit gehabt, so elegante Kleider, so feine, mit Spitzen und Stickereien überreich geschmückte Leibwäsche und eine solche Anzahl der mannigfaltigsten Toilettengegenstände zu sehen, von denen sie vielfach weder Namen noch Bestimmung kannte.

Sie sprach nicht viel, während sie der



Und wie reizend es Ihnen steht! Wahrhaftig, Sie müßten immer so rosige Wangen haben. — Uebrigens hat meine scherzhafte Bemerkung Sie doch hoffentlich nicht gekränkt?"

Helene schüttelte den Kopf. „Nein, gewiß nicht,“ versicherte sie. „Es ist ja auch jetzt kein Geheimnis mehr, daß ich verlobt bin.“

„Schade! Denn wenn es ein Geheimnis wäre, würde ich mich Ihnen sofort als Vertraute aufgedrängt haben. — Sie werden also bald heiraten und uns verlassen?“

„O, das liegt wohl noch in einiger Ferne; vor Ablauf eines Jahres wird es sicherlich nicht geschehen.“

Uda wollte antworten, doch da wurde an die Thür geklopft, und Frau Boretius fragte, ob Fräulein Robin schon heute an dem bescheidenen Mittagsmahl teilnehmen wolle. Die Amerikanerin stimmte bereitwillig zu und erklärte in ihrer lebhaften Weise, die so ganz das Gepräge der lautersten Aufrichtigkeit trug, sie freue sich wie ein Kind, endlich einmal wieder an einem gemütlichen Familientische zu sitzen, statt an der steifen, tödlich langweiligen Wirtstafel.

Selbst bei dem stärksten Mißtrauen wäre es unmöglich gewesen, dies alles nur für artige Schauspielerei zu halten, und auch die Professorswitwe öffnete dem liebenswürdigen neuen Hausgenossen angelweit alle Pforten ihres Herzens, als sie sich während des Essens überzeugen durfte, wie anspruchslos, einfach und natürlich diese durch den glücklichsten Zufall unter ihr Dach geführte Amerikanerin war. Ohne jeden Anflug von Prahlerei, nur wie etwas ganz Belangloses und Nebensächliches hatte Uda im Laufe der Unterhaltung erwähnt, daß ihre Vermögensumstände und ihre Familienverhältnisse ihr erlaubten, ganz nach Neigung und Laune zu leben. Sie hatte hinzugefügt, daß sie sich schon seit einigen Monaten in Deutschland aufgehalte, aber weder an Berlin noch an Dresden rechtliches Gefallen habe finden können, und daß sie nun hierher gekommen sei, weil man ihr eine in dieser Stadt lebende Gesanglehrerin als besonders tüchtig gerühmt habe. Die Vermutung der Frau Professor war also zutreffend gewesen, und als sie der Hoffnung Ausdruck gab, Fräulein Robin bald einmal singen zu hören, erwiderte Uda mit lächelnder Bereitwilligkeit: „Natürlich, sobald Sie wollen. Meinetswegen noch heute abend. Denn ich singe am liebsten des Abends, wo ich meist poetischer gestimmt bin als am Tage.“

Wie hätte man sich bei so viel Liebenswürdigkeit zurückhaltend und verschlossen zeigen können, als Uda nun ihrerseits zu fragen begann und ganz unbefangen ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß eine so vornehme Dame, die Witwe eines ohne Zweifel sehr gelehrten und verdienstvollen Mannes, genötigt sei, um des Broterwerbs willen Zimmer zu vermieten. Frau Boretius seufzte ein wenig und legte ihr verhärmtes Gesicht in noch schmerzlichere Falten, wie immer, wenn sie veranlaßt wurde, von der Vergangenheit zu sprechen. Die Beredsamkeit aber, mit

der sie nun diese Vergangenheit mit all ihren traurigen Fügungen und Zufällen schilderte, mußte doch den Verdacht nahe legen, daß es ihr einigermassen Vergnügen bereite, eine neue, willige Zuhörerin für das wahrscheinlich schon sehr oft gesungene Klagelied gefunden zu haben.

Was sie erzählte, war eine im Grunde recht alltägliche Geschichte, die Geschichte von dem armen Philologen, der nach langem Brautstand die Erwählte seines Herzens heimführt, um im engsten Kreise sein stilles, sorgenreiches und freundenarmes Dasein weiterzuspinnen, bis ihn eines Tages der Tod vom Katheder herabholt, und Frau und Tochter sich für ihren Lebensunterhalt auf die Witwenpension angewiesen sehen, die eben hinreicht,

irgend eine praktische Thätigkeit erlernen oder eine Stellung annehmen können, wenn nicht die Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung ihres Verlobten es ihr verboten hätte. Von allem Unglück, mit dem der Himmel uns heimgesucht hat, ist eben diese Verlobung vielleicht das allergrößte.“

„Liebe Mutter!“ bat das junge Mädchen leise, und zwei große Thränen zitterten an ihren gesenkten Wimpern.

Frau Boretius schien denn auch das allzu harte Wort zu bereuen, da sie in wesentlich milderem Tone fortfuhr: „Nun ja, ich habe mich ja darein gefunden, und es sieht, Gott sei Dank, endlich so aus, als ob sich alles zum guten wenden würde. Aber Sie werden

mir zugeben, Fräulein Robin, daß es eine schwere Prüfung für mich war, mit ansehen zu müssen, wie meine Tochter eine ganze Anzahl sehr vorteilhafter und in jeder Hinsicht annehmbarer Anträge ausschlug, nur um an einem Manne festzuhalten, von dem man nicht einmal wissen konnte, ob er jemals im Stande sein würde, sie zum Altar zu führen.“

„Eine romantische Liebe also!“ rief Uda fröhlich. „Ah, das ist reizend! Als ich den schmerzlichen Zug in ihrem Gesichtchen sah, dachte ich's mir gleich, daß etwas Derartiges ihn verschuldet habe. Sie müssen mir alles anvertrauen, ich habe eine wahre Leidenschaft für solche kleinen Romane.“

(Fortsetzung folgt.)



Der neue Minervabrunnen vor dem Reichsratsgebäude in Wien.

um die allerdringendsten Bedürfnisse kümmerlich zu befriedigen.

„Ersparnisse hatten wir nicht machen können,“ seufzte die Witwe, „denn sobald es uns einmal gelungen war, ein paar hundert Mark auf die Seite zu bringen, kam eine Krankheit oder irgend ein anderes Unglück, wobei sie wieder aufgingen. Wenn wir nun nicht hungern wollen, bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als uns mit Zimmervermietten einen kleinen Nebenerwerb zu schaffen.“

„Aber warum hat Helene nicht irgend einen Beruf ergriffen?“ fragte die Amerikanerin. „Es stehen den Frauen doch heutzutage so viele Arbeitsgebiete offen.“

Helene blickte verlegen auf ihren Teller nieder und schwieg.

Die Mutter begann endlich entschlossen: „Wozu sollen wir da lange Versteckens spielen? Sie würden ja doch sehr bald erfahren, wie die Dinge liegen. Gewiß hätte meine Tochter

Christian, ist mit einer deutschen Fürstentochter, der Herzogin Alexandrine von Mecklenburg, vermählt. — In Wiesbaden hat eine **Ausstellung deutscher künstlerischer Frauenkleidung** stattgefunden, die einer Kleiderreform in gesundheitlicher und ästhetischer Hinsicht dienen will. Die Besucher der Ausstellung hatten Gelegenheit, nicht nur Straßen- und Gesellschaftskleider, sondern auch farbige Entwürfe zu Künstlerkleidern, sowie eine Anzahl Photographien angefertigter Kostüme zu bewundern und sich eine Meinung über die angestrebte Neuerung zu bilden. Aus der Fülle des Sehenswerten führen wir unseren Lesern ein **Reformgesellschaftskleid** von der Damenschneiderin W. Eichmann vor Augen, das in weißem Crêpe de Chine mit weißer Spitzen- und Pelzverzierung einen reizvollen Eindruck macht. — Der kürzlich enthüllte **Minervabrunnen vor dem Reichsratsgebäude in Wien** ist eine Schöpfung der Bildhauer Rundmann und Gärtl. Aus dem mehrfach ausgebucheten Granitbecken ragt ein Sockel mit Figurengruppen empor, der eine Säule mit der vier Meter hohen behelmten Gestalt der Minerva trägt. Sie hält in der Rechten eine Nixe, als Symbol des Sieges, in der Linken die Lanze. Um Brust und Arm geschlungen ist die

### Illustrierte \* \* \*

### \* \* \* Rundschau.

**Kronprinz Friedrich von Dänemark**, dessen Besuch am deutschen Kaiserhofe ein bedeutames Zeichen der Wiederannäherung zwischen den Nachbarreichen ist, wurde am 3. Juni 1843 in Kopenhagen als Sohn des regierenden Königs Christian IX. aus dessen Ehe mit Luise, Prinzessin von Hessen geboren. Er ist, obwohl bereits dem 60. Lebensjahre sich nähernd, noch ein stattlicher Mann. Im dänischen Heere begleitet er die Stellung eines Generals und Generalinspektors der Artillerie. Vermählt ist er mit der Prinzessin Luise von Schweden und Norwegen. Dieser Ehe sind acht Kinder entsprossen. Der älteste Sohn und dereinstige Thronerbe, Prinz



Aegis, das wunderbare Ziegenfell des Hephästos, dessen Schütteln Blitz und Donner und alle Schrecken erzeugt. Zu Füßen der Göttin sitzen allegorische Frauengestalten, welche die gesetzgebende und die ausführende Macht verkörpern, während liegende Figuren an der Vorder- und Rückseite Donau und Sun, Elbe und Moldau versinnbildlichen. Die Wasserspeisung des Brunnens, der von höchst imposanter Wirkung ist, wird durch elektrische Kräfte bewirkt.

## Eine Holzbahn in Neuschottland.

(Mit Bild.)

Allgemein reich an großartigen Waldungen ist Neuschottland, eine Provinz der britischen „Dominion of Canada“ im Norden Amerikas. Zu zwei Dritteln ist die große Halbinsel mit Wald bedeckt. Dort ist man auf die Idee gekommen, als Ersatz für die Eisenbahn Holzbahnen herzustellen. Statt auf eisernen Schienen rollen die Züge auf entsprechend bearbeiteten

geglätteten Baumstämmen hin, während die Räder aus gepreßtem Holzstoffpapier bestehen. Unser Bild giebt die Ansicht eines Zugs auf einer solchen Holzbahn, wie er gerade eine gleichfalls aus Holz gebaute Brücke passiert. Diese Bahnen dienen hauptsächlich dem Transport von Holz, das von den Bergen thalabwärts zu den Verschiffungsplätzen gebracht wird. Da das Holz dort außerordentlich wohlfeil ist, so stellten sich die Erbauungskosten erstaunlich niedrig. Bei den beladenen Zügen wird die Maschine in die



Eine Holzbahn in Neuschottland.

Mitte gespannt, um bei größeren Steigungen erforderlichenfalls den Zug teilen und jede der Hälften einzeln über die schwierige Strecke fahren zu können.

## Stare, eine Schafherde nach Secken absuchend.

(Mit Bild auf Seite 351.)

Wenn die Früchte des Herbstes überall geerntet sind, kommt für die munteren Stare eine karge Zeit. Die Mahlzzeiten, die ihnen die Bäume in ihren Revieren liefern, beschränken sich nur noch auf Insekten, und doch dauern sie noch in der Heimat aus und warten mit der Reise nach Süden so lange, bis der erste Frost eintritt. In dieser Zeit macht sie der Hunger zu Wohlthätern ihrer vierbeinigen Heimatgenossen, der Schafe. Nähert man sich im Herbst dem Weideplatz einer Schafherde, so sieht man häufig die

lektäre von einem großen Schwarm von Staren umflattert, ja auch auf den Rücken der Schafe haben sich die Vögel vertraulich niedergelassen. Sie sind auf der Jagd nach Beeten und anderen Insekten, von denen die Schafe arg geplagt werden, die sich daher mit Behagen diesen Liebesdienst gefallen lassen.

## Eine unheimliche Reise.

Erzählung von P. Schwanzleder.

(Nachdruck verboten.)

Fünzig Jahre sind es jetzt, daß ich in dringenden Familienangelegenheiten mein Vaterland verlassen und einen Teil von Amerika durchreisen mußte. Mein Ziel war der Westen von Obercanada. Ungünstiges Wetter verzögerte die Fahrt auf dem Ozean, so daß

ich erst nach siebenundfünfzig Tagen in New York eintraf, zu spät, um das Ziel meiner Reise auf dem Hudson und Erieanal erreichen zu können, denn das Jahr ging bereits zur Neige, und ein frühzeitig eingetretener Frost machte die Schifffahrt unmöglich.

Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen würde das wenig zu bedeuten haben, aber damals gab es dort noch keine Eisenbahnen, und so mußte ich mich des Postwagens bedienen. Eine Gesellschaft, welche die Beförderung von Reisenden und deren Gepäck von New York bis Buffalo in Zeit einer Woche besorgte, übernahm auch mich als Passagier; ich zahlte das verlangte Fahrgeld und kam am ersten Tage meiner Reise bis zu der





Stare, eine Schafferde nach Betken absuchend. (S. 380)



Stadt Newburgh am rechten Ufer des Hudson. Am Abend dort angelangt, entstieg ich mit Freuden dem elenden Fuhrwerk, in welchem ich tagsüber gerüttelt und geschüttelt worden war, und begab mich in das nächste Gasthaus.

Die Tafel war bereits gedeckt, und alles, was mit der Post angekommen war, nahm alsbald Platz, dazu noch zwei andere Personen, so daß wir im ganzen sechs waren. Anfangs war ein jeder auf die Stillung seines Hungers bedacht, und es wollte keine rechte Unterhaltung in Fluß kommen; als aber mein Nachbar zur Rechten ein abfälliges Urtheil über die schlechten Straßen und das unbequeme Fuhrwerk hinwarf, entschlüpfte auch mir ein Seufzer, und ich bemerkte, daß es mir sehr leid sei, bereits die ganze Strecke bis Buffalo bezahlt zu haben, statt eine so angreifende Reise in kleinen Abschnitten zu machen und wenigstens nach jedem zweiten oder dritten Tage eine Ruhepause eintreten zu lassen.

Kaum hatte ich das gesagt, als ein mir gegenüber sitzender Herr, der bisher sein Gesicht nur seinem Teller zugewandt hatte, den Kopf erhob und seine Augen auf mich richtete. Es war ein Gesicht mit scharf ausgeprägten Zügen und einem Paar Augen, deren Blicke einem bis auf den Grund der Seele drangen.

„Wenn Sie von New York kommen und nach Buffalo wollen,“ sagte er, zu mir gewendet, „dann haben Sie allerdings keine vorteilhafte Route gewählt und verlängern Ihre Reise ganz unnötig. Viel besser würden Sie thun, wenn Sie von Newburgh den Weg nach Rochester einschlugen. Namentlich bei jetziger Jahreszeit wäre das von großem Vorteil.“

Ich dankte für die Auskunft und wiederholte mein Bedauern, daß ich das Fahrgeld für die ganze Strecke schon vorausbezahlt habe.

„Vielleicht läßt sich das noch ändern,“ erwiderte er und wandte sich an den Wirt, der am oberen Ende der Tafel saß, mit der Frage, ob es ihm als Agenten der Gesellschaft für beide Straßen nicht möglich sei, mir für meinen Fahrschein einen anderen, auf die kürzere Strecke lautenden einzutauschen.

Ich fand dieses rasche Vorgehen eigentlich etwas sonderbar, und auch der Wirt schien gar keine Lust zu haben, sich darauf einzulassen, wenigstens antwortete er ausweichend. Aber mein Gegenüber ließ sich so leichter Hand nicht abfertigen. Als er seine Mahlzeit beendet hatte, erhob er sich, ging auf den Wirt zu und sprach längere Zeit mit ihm. Ich bemerkte dabei, daß es ein ziemlich hochgewachsener, kräftig gebauter Mann war, der in jeder Hinsicht das feste und sichere Auftreten des echten Amerikaners hatte. Auch war er bedeutend älter als ich.

Das Abendessen war vorüber, und ich hatte meine Aufmerksamkeit längst von dem Unbekannten abgewendet, als der Wirt zu mir kam und mir einen Fahrschein für die kürzere Strecke überbrachte. Wie er sagte, habe sich jemand gefunden, der von Newburgh auf dem längeren Wege nach Buffalo reisen wolle, und so könne der Tausch vor sich gehen. Das kam mir nun allerdings sehr gelegen, und ich ging sofort darauf ein. Unzweifelhaft hatte ich das meinem Gegenüber beim Abendessen zu danken, nach dem ich mich aber jetzt vergebens umsah. Bald darauf begab ich mich zu Bett und schlief so fest, wie ein junger Mann in meinem damaligen Alter nur schlafen kann.

Am anderen Morgen, noch ehe der Tag graute, pochte es heftig an die Thür meines Zimmers. Ich sprang auf und öffnete. Draußen stand der Unbekannte von gestern.

„Wenn Sie den Postwagen nicht versäumen wollen, müssen Sie sich fertigmachen,“ sagte er, worauf er sofort wieder ging.

„Ich danke Ihnen!“ rief ich ihm nach und wunderte mich, was dieser Herr doch für ein ungewöhnliches Interesse an mir nehme. Indessen blieb mir wenig Zeit, darüber nachzugrübeln. Gilig kleidete ich mich an, und als ich die Treppe hinuntergegangen war, fand ich den Postwagen schon zur Abfahrt fertig. In demselben saß bereits ein Reisender, und ich war nicht wenig überrascht, als ich sah, daß es derselbe Herr war, der mir gestern den Fahrschein verschafft und mich heute geweckt hatte. Ich konnte über dieses ganz unerwartete Wiederzusammentreffen einige Worte des Erstaunens nicht unterdrücken, allein mein Reisegefährte ging auf diese Gemüts-erregung gar nicht weiter ein, lenkte vielmehr die Unterhaltung sofort auf andere Gegenstände und setzte diese ununterbrochen fort bis zum nächsten Halteplatze, wo wir unser Frühstück einnahmen. Hier gesellten sich noch zwei andere Reisende zu uns, die den Rest des Tages mit uns fuhren, so daß wir nicht mehr allein waren, bis wir des Abends spät die Station erreichten, die zum Uebernachten bestimmt war.

Das Gesicht des Fremden hatte für mich durchaus nichts Vertrauenerweckendes, namentlich drückte sich in seinen Augen eine Unruhe aus, die mir gar nicht gefiel. Auch die ungenierte Art, mit welcher er sich mir ohne weiteres anschloß, ja gewissermaßen über mich verfügte, wollte mir nicht zusagen. Aber freilich, er war viel älter als ich, und bisher konnte ich ihm für das, was er gethan hatte, nur dankbar sein. Ohne weiter auf ihn zu achten, begab ich mich bei unserer Ankunft in das einzige Gasthaus, das am Platze war, speiste absichtlich für mich allein an einem besondern Tisch zu Nacht und legte mich dann sogleich schlafen. Man hatte mir ein Zimmer angewiesen, worin zwei Betten standen, und ich hatte anfangs nicht weiter darauf geachtet. Ziemlich müde entledigte ich mich rasch meiner Kleider und nahm von einem der Betten Besitz.

Kaum aber hatte ich mein Lager eingenommen, als die Thür geöffnet wurde, und ein zweiter Gast hereintrat. Es war mein bisheriger Reisebegleiter. Ohne viele Umstände zu machen, erklärte er mit wenigen Worten, daß wir aus Mangel an genügenden Räumlichkeiten das Zimmer miteinander teilen müßten und uns wohl dabei vertragen würden. Er wartete nicht ab, was ich darauf erwiderte, sondern zog sich aus und lag in der nächsten Minute in dem anderen Bette.

Jetzt wurde mir die Sache fast unheimlich, um so mehr, als ich beobachtet hatte, daß er beim Entkleiden einen nicht zu erkennenden Gegenstand geheimnisvoll in seinem Bette verborgen hatte. Sollte ich einem Gauner in die Hände geraten sein, der meine Unersahrenheit ausbeuten und mich berauben oder sonst zu Schaden bringen wollte? Diese Gedanken schossen mir jetzt durch den Kopf und ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich führte eine ziemlich bedeutende Barschaft bei mir, die einem Diebe oder Räuber wohl gelegen kommen konnte; noch wichtiger aber war eine Anzahl Dokumente, die ich meinen Familienangehörigen in Buffalo überbringen sollte. Daß mir unter solchen Umständen bei meiner Jugend und Unersahrenheit das Herz klopfte, wird man begreiflich finden. Ich wußte nicht, ob ich liegen bleiben oder nicht lieber aufstehen, meine Sachen nehmen und ein anderes Zimmer verlangen sollte.

Der Gasthof war groß genug, daß ich annehmen konnte, man werde mich ohne Beschwer-

den umquartieren können. Allein welchen Grund sollte ich angeben, ohne beleidigendes Mißtrauen gegen meinen Schlafgenossen zu verraten? Ich gab den Gedanken daher auf und blieb, aber ich schlief sehr unruhig und war froh, als der Tag graute.

In aller Frühe nahmen wir dann beide die Reise wieder auf und saßen aufs neue im Postwagen einander gegenüber. Während ich matt und schläfrig war, zeigte sich mein Reisegefährte weit mittheilbarer als am Tage vorher. Ich wünschte jetzt vor allem zu wissen, mit wem ich zu verkehren die Ehre hatte, und gab ihm dies ziemlich deutlich zu verstehen; allein entweder verstand er mich nicht, oder er wollte mich nicht verstehen. Kurz und unumwunden aber die Frage zu stellen, fehlte mir der Mut. Der Unterschied im Alter und mein Mangel an Welterfahrung ließen mich davon absehen. Dazu kam, daß er heute so harmlos freundlich erschien, daß alle finsternen Gedanken in mir schwiegen. Die Erzeugnisse der Gegend, durch welche wir fuhren, bildeten einen der Gegenstände unseres Gespräches. Als nun Buchweizen als einer derselben erwähnt wurde, fragte er mich, ob ich schon jemals Buchweizenpannkuchen gegessen habe. Als ich dies verneinte, bemerkte er, ich solle bald diese amerikanische Delikatesse kennen lernen.

Kaum hatten wir im nächsten Gasthaus Halt gemacht, um zu frühstücken, so bestellte er auch sofort Buchweizenpannkuchen, die wir uns dann mit Ahornsirup recht wohl schmecken ließen. Dies war aber nur einer aus einer ganzen Reihe von Aufmerksamkeitsbeweisen, die er mir im Laufe dieses Tages erwies, und ich kam mir mit meiner Besorgnis von der vorigen Nacht allmählich recht albern vor. Nur als wir abends rasteten, und ich beim Schlafengehen wieder sah, daß er für uns beide ein Zimmer ausgemacht hatte, ohne mich darüber zu verständigen, wollte mich meine alte Bangigkeit aufs neue befallen; aber ich gedachte der Freundlichkeiten, die er mir erwiesen, und fühlte mich außer stande, ihm Mißtrauen zu zeigen. So verging auch diese Nacht; ich schlief wenig und sehr unruhig, immer in Angst, mein Geld könne mir entwendet werden.

Auf meinen geistigen Zustand wirkte die beständige Unruhe sehr nachtheilig ein. Mein ganzes Nervensystem war in Aufregung, und ich hätte gern jede Gelegenheit ergriffen, von meinem Begleiter loszukommen, wenn sich eine solche nur in schicklicher Weise geboten hätte. Aber daran fehlte es. Mir war beständig sehr unbehaglich zu Mute, und es lag wie eine trübe Ahnung in mir, daß mir ein schweres Unglück bevorstehe. Die Art seiner Unterhaltung bei der Fortsetzung unserer Reise mußte diese Stimmung noch verstärken. Er fragte mich, als wir allein waren, mit einem eigentümlichen Blick seiner Augen, ob ich bewaffnet sei. Ich gab ihm eine ausweichende Antwort, worauf er bemerkte, ich schiene ihm sehr kräftig gebaut zu sein, und mein derber deutscher Ziegenhainer sei auch keine zu verachtende Waffe.

Ich erwiderte, daß ich meinen Stoc im Notfalle kräftig zu schwingen wissen würde.

„Dann vermute ich,“ fuhr er fort, „daß, wenn einer mit einer Pistole nach Ihnen schöffe und sein Ziel verfehlte, Sie ihn niedergeschlagen haben würden, ehe er nochmals schießen könnte.“

Ich konnte ihm bloß antworten, ich würde versuchen, das zu thun. Meine Lage wurde jetzt wirklich unheimlich. Hätte noch etwas gefehlt, meine wachsende Unruhe zu bestätigen, so hätte es die weitere Unterhaltung gethan, welche der Fremde bald nachher begann und



die offenbar nur den Zweck hatte, auszukundschaften, ob ich eine bedeutende Summe Geld bei mir führe. Er äußerte nämlich, alle Deutschen, welche nach Amerika kämen, um Land anzukaufen, brächten gewöhnlich die Summe in englischem Gold mit, und das sei sehr verständig, da man sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Canada für Gold Aufgeld bezahle. Indessen würden die Neuangekommenen meist beim Wechseln betrogen; falls ich daher eine bedeutende Summe in Gold bei mir habe, so wolle er mich in Binghamton, welches wir auf unserem Wege berührten, bei einem Wechseln einführen, der mich ehrlich und rechtschaffen bedienen werde.

Ich entgegnete ihm, ich führe nur die Summe zur Bestreitung der Reisekosten bis an meinen Bestimmungsort bei mir. Er warf einen sonderbaren Blick auf mich und versank in Schweigen. Meine Befürchtungen wuchsen immer mehr. Wäre es nicht möglich, fragte ich mich, daß ich in dieser einsamen Gegend eines fremden Landes der Reisegefährte eines Schurken geworden sei, der sich, ehe er zur That schritt, erst darüber Gewißheit verschaffen wolle, wie reich die Frucht seines Verbrechenens sein werde und welchen Widerstand er von meiner Seite zu erwarten habe?

Dieser peinliche Gedankengang erlitt dadurch eine Unterbrechung, daß wir gleich nachher einen neuen Reisegefährten erhielten, der uns bis in den Ort begleitete, wo wir übernachteten. Es begann eine allgemeine Unterhaltung, die mich ein wenig zerstreute; ich beschloß aber, mir für die kommende Nacht ein besonderes Schlafzimmer zu sichern, und that dies auch, als wir in das Gasthaus eintraten. Obgleich dieses Zimmer höchst dürftig ausgestattet war, nahm ich es doch in Beschlag und ließ mein Gepäck dahin bringen. Als ich aber nach dem Abendessen mich hinaufbegeben wollte, fand ich das Bett von einer fremden Person besetzt, welche bereits kräftig schnarchte. Ich erhob natürlich Einspruch; aber man sagte mir, mein Freund habe das Zimmer zu schlecht für mich befunden und die Anweisung eines besseren befohlen, wohin ich geführt wurde. Zu meinem Verdruß fand ich darin wieder zwei Betten, und als ich zurück wollte, erklärte mir der Wirt, daß alles übrige besetzt, und kein einzelnes Zimmer mehr vorhanden sei.

Was sollte ich thun? Während ich noch unschlüssig an der Thür stand, kam der unheimliche Reisegefährte selber, klopfte mir ganz vertraulich auf die Schulter und sagte, er hoffe, daß ich mit seiner Anordnung zufrieden sei. So blieb mir also nichts weiter übrig, als das Zimmer nochmals mit ihm zu teilen. Ich war in höchst übler Laune und beschloß, mich gar nicht anzukleiden. Eine Zeitlang hielt ich es auch aus, als aber Stunde auf Stunde verging, und der gefürchtete Kamerad, anscheinend meiner gar nicht achtend, in tiefem Schlafe lag, übermannte auch mich die Müdigkeit, ich legte mich nieder und entschlief.

Natürlich war ich sehr zeitig wieder wach und grubelte über meine Lage nach. Ich nahm mir vor, am nächsten Tage, wo wir Binghamton, eine ziemlich bedeutende Stadt, erreichen mußten, einen Wagen für mich allein zu mieten. Beim Frühstück spürte ich nicht wenig Lust, ein großes Vorlegemesser, welches auf dem Tische lag, mir zu meiner Sicherheit anzuzweigen, wenn es ohne Aufsehen zu erregen geschehen könne. Da dies aber nicht möglich war, so nahm ich wenigstens Gelegenheit, den Unheimlichen mein Taschenmesser sehen zu lassen, das sehr groß war und dessen Klinge im Hest feststand. Es genügte vollkommen, einem Angreifer nötigenfalls den Todesstoß zu versetzen. Fortwährend berech-

nete ich, wie ich mich dem Fremden gegenüber im Falle eines Angriffs zu verhalten habe. Wir fuhren meilenweit über felsige, unfruchtbare Hügel, wobei die Straße so holperig war, daß der Wagen häufig umzufallen drohte; und dabei war weit und breit weder ein bebautes Feld noch eine menschliche Wohnung zu sehen. Dies alles und die totensähnliche Stille, die uns umgab, mußte meine düstere Gemüthsstimmung nur noch erhöhen. Es sollte aber noch schlimmer werden.

Es begann zu schneien, und dazu erhob sich ein Sturm, der es dem Kutscher fast unmöglich machte, mit dem Wagen auf der schlechten Straße vorwärts zu kommen. Der Mann erklärte denn auch, unter diesen Umständen würden wir die Stadt Binghamton diesen Abend nicht erreichen; wir könnten froh sein, wenn wir bis zu dem Gasthaus bei Great Bend — einem Flecken an einer Schlucht des Susquehanna — kämen. Wir mußten einmal Halt machen, und währenddem bemerkte ich, wie mein Reisegefährte mit dem Kutscher allein sprach. Kaum hatten wir dann die Fahrt fortgesetzt, und es begann bereits zu dunkeln, als sich der Postillon abermals zu uns wandte und erklärte, uns auch nicht bis Great Bend fahren zu können: der Weg und das Wetter seien zu schlecht; er wolle uns dafür nach einem Wirtshaus bringen, das nicht allzu weit landeinwärts liege. Jetzt stieg meine Besorgnis aufs höchste. Beide, der Kutscher und mein Reisegefährte, handelten augenscheinlich im Einverständnis miteinander, und ich sollte ihr Opfer werden, das war mir klar. Wäre ich aus dem Wagen gesprungen, was zu thun ich mehrmals im Begriffe stand, so würde ich die Katastrophe nur beschleunigt haben, oder ich wäre bei dem Unwetter und der gänzlichen Unkenntnis der Gegend in Kälte und Schnee umgekommen. Es blieb mir also nichts weiter übrig, als zu bleiben, das weitere abzuwarten und mein Leben so teuer als möglich zu verkaufen.

Endlich erreichten wir den vorgeschlagenen Ruheplatz. Das Gebäude sah mehr wie eine Farmerswohnung als wie ein Wirtshaus aus und stand am Ufer des Susquehanna. Mit Schrecken dachte ich, daß vielleicht in wenigen Stunden meine Leiche auf den Wellen dieses Flusses treiben würde.

Gleich nach unserem Eintritt in das Haus ließ mein Gefährte ein Glas mit Rum füllen und drang während unserer ganzen gemeinschaftlichen Reise zum erstenmal in mich, zu trinken. Ich lehnte das Anerbieten ab, das meinen Verdacht nur vergrößerte. Alle Personen, die ich in dem armseligen Wirtshaus sah, hatten das Aussehen von Verbrechern. So schien es mir wenigstens. Man stellte mir zu essen hin, aber ich vermochte nur einige Bissen zu mir zu nehmen.

Es war für ankommende Fremde nur ein einziges Zimmer im Hause, worin ich mit meinem Reisegefährten übernachten sollte, während der Kutscher im Stalle bei den Pferden schlief. Ich blieb in der Wirtsstube am Kamin sitzen, mein Gepäck zu meinen Füßen, und erklärte, daß ich kein Bedürfnis zu schlafen verspüre. Der Unbekannte ließ darauf wieder einen seiner unheimlichen Blicke über mich gleiten und entfernte sich. Von der Anstrengung der Fahrt und den vorhergehenden schlaflosen Nächten ganz erschöpft, konnte selbst die Todesfurcht, welche mich erfüllte, mich nicht ganz wach erhalten. Es war eine schauerhafte Nacht. Der Kampf zwischen der Angst und dem unwiderstehlichen Drang zum Schlaf war furchtbar und machte mich fast wahnsinnig. Mehrmals fiel ich seitwärts vom Stuhl, auf dem ich Platz genommen hatte. Zuletzt kam ein ohnmachtartiger Zu-

stand über mich, und ich vermochte mich nicht mehr vom Boden zu erheben.

Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Es war bereits heller Tag, als mich eine rauhe Stimme und der Druck zweier kräftiger Hände, die mich erfaßten, aufweckten. Die Augen aufschlagend, erkannte ich den gefürchteten Reisegefährten, der bereits vollständig angekleidet und reisefertig vor mir stand. Ich sprang entsetzt auf. Er lachte und richtete spöttisch die Frage an mich, ob das ein Lager nach deutscher Art sei; über eine Stunde habe er mich so liegen und schnarchen lassen, jetzt aber müsse es damit ein Ende haben.

Was ich ihm, meiner nur halb bewußt, zur Antwort gab, weiß ich nicht; ich erschien mir in diesem Moment nicht anders als das Opfer, das nun zur Schlachtbank geführt werde.

„Wo ist der Kutscher?“ fragte ich mit zitternder Stimme.

„Der ist bereits fort,“ antwortete der Fremde kurz.

„Fort?“ wiederholte ich voll Schrecken.

„Und was soll nun geschehen?“ Der Gefährte ließ wieder sein häßliches Lachen erklingen. „Sie werden es gleich sehen, und ich denke, Sie werden zufrieden mit mir sein.“

Ich blickte ihn sprachlos mit weit aufgerissenen Augen an; er aber fuhr gelassen fort: „Mit dem elenden Wagen weiterzufahren, haben Sie gewiß bei dem immer tiefer werdenden Schnee ebensowenig Lust wie ich, und in dieser Voraussetzung habe ich den Kutscher fortgeschickt und dafür einen Schlitten bestellt, der uns weiterbringen soll.“

Da stand ich wieder, wie schon mehrmals auf dieser Reise, ganz meines eigenen Willens beraubt und in die Hände dieses Menschen gegeben, von dem ich das Schlimmste befürchten mußte. Was sollte ich dagegen machen? Mich weigern, weiter mit ihm zu fahren, und hier in dieser Einöde auf gutes Glück fortzukommen suchen? Ich war bereits so stumpf geworden, daß ich gar nicht die Kraft hatte, einen Widerstand auch nur zu versuchen, und so setzte ich mich, auf alles gefaßt, zu ihm in den Schlitten. Ich war fest entschlossen, mich gegen einen etwaigen Angriff bis aufs äußerste zu verteidigen, und in dieser Erwartung hielt ich immer in der Außentasche meines Ueberrocks mein offenes Messer bereit.

Die Fahrt ging, da in der Nacht viel Schnee gefallen war, ziemlich langsam. Wir fuhren durch manche Strecke dunklen Waldes und an offenen Stellen des Susquehanna vorüber, die ganz dazu geeignet gewesen wären, ein Verbrechen zu verbergen. Ich konnte mir daher nicht erklären, weshalb man den Mordversuch gegen mich noch länger hinausshob. Aber nichts geschah, und nach zwei Stunden etwa erreichten wir Binghamton.

„Mein Herr,“ rief hier mein Begleiter aus, indem er aus dem Schlitten sprang, „bitte, kommen Sie schnell mit mir!“ Dabei zog er mich am Arme in den Gasthof, wo er mich mit sich in ein Zimmer des ersten Stockes nahm. So erstaunt ich war, so benahm die Gegenwart anderer Personen mir doch jede Furcht. Mich vor sich her ins Zimmer schieben, dann die Thür schließen und schleunigst seinen Ueberrock abwerfen, dies alles war das Werk weniger Augenblicke.

„Mein Herr,“ sagte er dann, indem er Rock und Weste auf den vor mir stehenden Tisch warf, „thun Sie mir den Gefallen, dieses Paket, so schnell Sie es vermögen, loszutrennen.“ Dabei wies er auf ein etwa acht Zoll langes und fünf Zoll breites Paket, das in ein seidenes Taschentuch eingewickelt und auf



der inneren Seite des hinteren Teils seiner Weste mit vielen Nadelstichen befestigt war. Gleichzeitig zog er noch eine zweite Weste aus und begann mit seinem Messer an beiden Seiten zwei ähnliche, doch nicht so große Pakete loszutrennen. In wenigen Minuten war auch das geschehen. Jetzt zog er rasch seinen Leberrock wieder an, ohne sich weiter um die übrigen Kleidungsstücke zu kümmern, ergriff die drei Pakete und stürzte aus dem Zimmer.

Voll Verwunderung trat ich, mein Klappmesser noch immer in der Hand, ans Fenster. Ich sah, wie mein Reisegefährte in ein gegenüberliegendes Gebäude eilte, das die Firma führte: „Chenango County Bank“. Was hatte das zu bedeuten?

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte er zu mir zurück, mit glatter Stirn und heiteren Augen, und erging sich in Ausdrücken der Dankbarkeit gegen mich, obschon ich nicht einjah, inwiefern ich für meine Person seinen Dank verdient hatte.

„Mein Lieber,“ rief er zuletzt aus, „ich vermute, Sie wurden ganz irr an mir. Sie ahnten gewiß nicht, daß ich in diesen drei Paketen 36,000 Dollars in Banknoten bei mir trug. Ich hatte lebhafteste Furcht, beraubt zu werden, und suchte daher vom ersten Tage an nach einem verlässlichen Reisegefährten.“

„Und den fanden Sie in mir?“ fragte ich ganz verblüfft.

„Allerdings. Von dem Augenblick an, wo

ich Sie in Newburgh sah, erkannte ich sofort in Ihrem Gesichte, daß Sie ein rechtschaffener Mann seien.“

„D,“ rief ich aus, „hätte ich doch auch in Ihren Gesichtszügen das Gleiche lesen können, mir wären viele unangenehme Stunden erspart geworden!“

Es kam nun zwischen uns zur Erklärung, und er eröffnete mir, an dem Tage unseres Zusammentreffens in Newburgh habe er einen geheimnisvollen Wink erhalten, daß man ihm nachstelle; man wisse, daß er viel Geld bei sich führe. Daher hatte er mich mit allen Mitteln zu seinem Reisegefährten gepreßt, denn ich war jung und stark, und er hatte das Zutrauen zu mir, daß ich ihm bei einem

Humoristisches.



Verblümt.  
Bekannter: Kann deine Frau kochen?  
Jüngerer Chemann (bösernd): O ja, kochen kann sie . . . aber der Billigkeit halber gehen wir ins Restaurant speisen.



Berufspflicht.  
Prinzipal (zum Commis): Wenn Sie auf die Frage einer Kundin nach der Güte der Heringe erwidern: „Sie sind ausgezeichnet“, wie eben geschehen, so haben Sie das nicht in schläfrigem Tone, sondern mit aufrichtiger Begeisterung zu thun.

etwaigen Angriff beistehen würde. So klärte sich alles auf. Der Mann, den ich so sehr gefürchtet hatte, war in Wirklichkeit mein Schützling gewesen, und ich hütete mich natürlich, ihm zu sagen, welche Angst ich vor ihm gehabt hatte.

Inzwischen war auch der Postwagen, dem wir durch unsere Schlittensfahrt auf Nebenwegen vorangeeilt waren, von Great Bend angekommen, und ich konnte in demselben meine Reise fortsetzen. Mein Gefährte drückte mir wiederholt seine Dankbarkeit für meine Begleitung aus und lud mich dringend ein, falls ich wieder durch New York komme, sein Gast zu sein. Ich sagte zu und bat ihm in meinem Herzen den gehegten Verdacht ab, habe aber nicht Gelegenheit gehabt, ihn wiederzusehen. Obgleich ich später oft über meine thörichte Furcht gelacht habe, muß ich doch gestehen, daß die drei Nächte auf dieser Reise die peinlichsten waren, die ich je erlebt habe, und bis heute, wo ich bereits ein Greis an der Schwelle des Grabes bin, ist mir dieses Reiseabenteuer unvergesslich geblieben.

Bilder-Rätsel „Die Sphinx“.



„In den Sternen sieht's geschrieben“, nämlich das Sprichwort, das die Sphinx unseren Lesern und Leserinnen zu raten hiermit aufgibt. Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 47:  
Dit büßt das Gute ein, wer Besseres sucht.

Rätsel.

Mit einem Lauf verbunden  
Gewährt es frohe Stunden  
Und ungehemmte Luft.  
Den Triebinn läßt es schwinden;  
Behagliches Empfinden  
Erweckt's in Kopf und Brust.  
Doch steht ein Gang dahinter,  
So bringt's in manchem Winter  
Gefahr und Not ins Land.  
Dit hat's im Nu vernichtet,  
Was mühsam war errichtet  
Für dauernden Bestand.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Buchstaben-Rätsel.

Ein Platz im alten Griechenland  
Durch eine Seeschlacht ist bekannt,  
Wenn ihm der Fuß wird abgehängt,  
Man gleich an letzte Würste denkt.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Palindroms in Nr. 47:  
Reittier.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.